

Frühling

Es regnete, als ich einzog.

Das Zimmer hatte eine hohe Leiste, die rings über die Wände führte; darauf standen Katzenfotos, alle schön gerahmt. Von der Wand links vom Eingang über die in der Mitte mit dem Fenster bis zur Hälfte der rechten, alles Fotos.

Es waren so viele, dass ich nicht einmal Lust bekam, sie zu zählen. Manche der Katzen, ob schwarzweiß oder in Farbe, schauten geflissentlich zur Seite, andere starrten mich an. Das ganze Zimmer wirkte so bedrückend wie ein Mausoleum, so dass ich auf der Schwelle stehen blieb.

»Der ist aber hübsch«, zupfte es von hinten an meinem Häkelschal, ich drehte mich um. Die kleine Oma hatte sich über die Maschen gebeugt und beäugte sie.

Ich zog an der Schnur der Deckenlampe, es klickte, dann breitete sich weißes Licht im Zimmer aus.

Die kleine Oma machte das Fenster auf; ich stellte mich neben sie und sah hinter dem Zaun des Gärtchens den Bahnsteig und dazwischen einen schmalen Weg. Es wehte ein schwacher Wind, Nieselregen strich mir übers Gesicht.

Eine Weile blieben wir schweigend am Fenster stehen. *Ding ding ding*, ertönte ein Signal, eine Durchsage begann.

»Die Bahn kommt«, sagte die Oma. Ihr Gesicht war

blass und die Falten darin so tief, dass ich ein paar Schritte zurückwich.

»Das hier ist dein Zimmer«, sagte sie und ging.

Ich erinnere mich noch, dass ich dachte: *Die macht's nicht mehr lang ... vielleicht nicht mal mehr ne Woche.*

Bei meiner Ankunft hatte ich mich nicht vorgestellt. Da ich mich so gut wie nie irgendwo vorstellte oder namentlich angesprochen wurde, war es mir peinlich gewesen, meinen Namen zu sagen.

Nachdem ich die kleine Station verlassen hatte, war ich betont langsam der Wegbeschreibung gefolgt, die mir meine Mutter mitgegeben hatte.

Wegen des Nieselregens waren meine Haare klitschnass und klebten mir im Gesicht. Selbst mit dem fest um den Hals geschlungenen Schal und der wollenen Winterstrickjacke war mir noch kalt. Obwohl wir schon Mitte April hatten, war es dieses Jahr noch keinen Tag warm gewesen. Ich stellte meine Reisetasche ab, um meinen Taschenschirm hervorzuholen, konnte ihn aber zwischen all den hineingestopften Kleidungsstücken und den Kosmetiktäschchen nicht finden. Beim Wühlen verteilten sich die Taschentuchpäckchen, von denen ich am Schluss noch so viele wie möglich in die Tasche gestopft hatte, auf dem Gehweg.

Die Wegbeschreibung meiner Mutter war so genau, als hätte sie den Stadtplan abgepaust. Darunter hatte sie in

ihrer altmodischen, runden Schrift den ganzen Weg noch einmal erklärt: *Die Einkaufspassage am Nordausgang geradeaus gehen. An der Ecke mit dem Chiropraktiker links abbiegen.* Und so weiter, akribisch genau und sogar in ganzen Sätzen. Machte sie sich am Ende doch Sorgen um mich, fragte ich mich betreten. Ich war nun bald zwanzig, aber sie hielt das für ein naives Alter, ein Alter, in dem man unsicher und sentimental würde, sobald man auf sich alleine gestellt sei. *Pff*, lachte ich innerlich. Wahrscheinlich hatte sie, nachdem ich schlafen gegangen war, im halbdunklen Wohnzimmer gehockt, die Skizze hier gezeichnet und sich dabei gedacht, dass das Mutterliebe sei.

Mit dem Daumen strich ich über das aufgeweichte Japanpapier. Die Zeichen verschwammen. Dann fuhr ich ein paar Mal mit der ganzen Hand darüber, und alles wurde zu einem einzigen grauen Fleck.

Von meiner Mutter hatte ich mich morgens am Bahnhof in Shinjuku verabschiedet. »Halt dich«, hatte sie gesagt und mir über Kopf und Schulter gestrichen. Ohne zu wissen, wohin mit meinem Blick, hatte ich nur in einem fort »ja ja« gemurmelt und mich am Hintern gekratzt. Wir standen direkt an der Sperre und wurden deshalb in einer Tour angerempelt. Und böse angeguckt. Um woandershin zu gehen, wo wir niemandem im Weg stehen würden, hatte ich meine Mutter am Arm gefasst. Sie war vor Schreck stocksteif geworden. Ich hatte so getan, als hätte ich nichts bemerkt, und die elektronische Anzeigetafel über der Sperre fixiert. Um meine Mutter, die noch irgendetwas

sagen wollte, abzuschütteln, hatte ich mit einem »dann mach's mal gut« die Hand gehoben, war im Laufschrift durch die Sperre gehastet, die Treppe hinuntergelaufen und in die Bahn gestiegen. Den Blick meiner Mutter hatte ich noch im Rücken gespürt, als die Bahn schon längst abgefahren war.

Auf dem Weg vom Bahnhof zu diesem Haus kamen mir drei ältere Damen entgegen. Sie waren wahrscheinlich auf dem Weg zum Einkaufen, jedenfalls trugen alle drei weite, weiße Blusen, darüber Jacketts mit Schulterpolstern, und marschierten im Gleichschritt nebeneinander her, obwohl sie deshalb halb auf der Straße gingen. Als sie an mir vorbeikamen, schlug mir ein Schwall Parfum entgegen. Der Geruch war nicht unangenehm, im Gegenteil: Der künstliche schwere, süße Duft weckte in mir Erinnerungen an früher. Und auf einmal wurde mir ganz einsam zumute. Immer, wenn ich an früher denke, überkommt mich ein Gefühl von Verlassenheit. Die leichten Slipper, die die Frauen trugen, ähnlich denen, in die man in der Schule oder am Arbeitsplatz wechselt, sahen unglaublich bequem aus. Als mein Blick sie streifte, entdeckte ich im Schuhladen dahinter eine ganze Reihe solcher Schuhe.

An der Ecke mit dem Chiropraktiker bog ich ab und ging durch einige schmale Gassen. Dort, wo es geradeaus nicht mehr weiterging, stand das Haus, das ich suchte. An dem Tor, von dem bereits die Farbe abgeblättert war, hing anstelle eines Briefkastens ein roter Korb. Obwohl das Ende des Bahnsteigs gleich hinter dem Haus lag, musste

man den Umweg durch die Einkaufsstraße nehmen. Am Bahnsteig führte zwar ein Weg entlang, aber das Grundstück war eingezäunt und von dort nicht zugänglich.

Ein Türschild gab es nicht. Hinter dem Tor führte ein schmaler Weg in den Garten. Den halben Weg säumten größere und kleinere, nur mit Erde gefüllte Blumentöpfe. Auch an der Hauswand war, wie am Tor, hier und da die Farbe abgeblättert, so dass sie nunmehr gescheckt war, an manchen Stellen rot, an anderen schwarz. Neben dem Eingang war ein grauer Ausguss in den Boden eingelassen; darin stapelten sich ein paar Eimer. Gegenüber reckte sich eine Kamelie bis fast ans Dach des einstöckigen Hauses. Sie war von erstaunlicher Pracht. Ihre regennassen dunkelgrünen Blätter glänzten. Hier und da hatte sie riesige rosafarbene Blüten. *Blühen Kamelien immer um diese Zeit?*

Ich will hier nicht hin, dachte ich. Aber als ich es versuchsweise aussprach, kam es mir plötzlich falsch vor. Ich hatte das Gefühl, dass es genauso wenig stimmte wie das Gegenteil. Und überhaupt: Ob ich hier hin wollte oder nicht, war eigentlich völlig egal. Ich war hier, weil man mich hierhin geschickt hatte. Aber wenn ich dafür in Tokyo leben konnte, sollte mir alles recht sein.

Nachdem die Oma mich in das Zimmer geführt hatte, brachte sie Tee, half mir beim Auspacken der Kartons, die vor mir angekommen waren, setzte die Waschmaschine in Gang, machte Essen und ließ Badewasser ein. Beim Auspacken unterhielten wir uns über belangloses Zeug, das

Wetter, wie sicher die Gegend sei und so weiter. Ich gab mir keine Mühe, das Gespräch zu beleben. Ich sah ihr zu, wie sie meine Kleider aus den Kartons nahm, sie ausbreitete und neu faltete, und dachte beschämt, dass ich mich eigentlich um *sie* kümmern müsste, nicht umgekehrt.

Wir wurden zusehends einsilbiger, und als ein diffuses Unbehagen um sich zu greifen begann, verließ sie das Zimmer. Ich atmete einmal tief ein und zur Decke hin wieder aus. Anschließend blieb ich so lange im Zimmer, bis ich zum Essen gerufen wurde.

Das Abendessen war schlicht und die Portionen klein.

»Willst du noch Reis?«

»Ja, sehr gerne, danke schön.«

Ich reichte ihr meine Schale, die mit einem Berg Reis wieder zurückkam.

»Du bist ein guter Esser, das ist gut.«

»Äh, ja«, sagte ich, nahm die Schale entgegen und aß. Ein bisschen mehr Beilage hätte es allerdings auch sein dürfen.

»Ich bin auch ein guter Esser«, sagte sie und häufte sich ebenfalls einen Berg Reis in die Schale.

»Äh, ja«, murmelte ich, das eingelegte Gemüse kauend.

»Soll ich den Fernseher anmachen?«

Ich starrte auf die faltige Hand, mit der sie die Fernbedienung betätigte, unfähig, den Blick abzuwenden.

Die Oma zappte durch die Kanäle, bis sie zu einer Baseballübertragung kam, einem Flutlichtspiel.

»Heute kommt wohl nichts«, sagte sie und aß weiter, ohne überhaupt hinzusehen. *Ob im Alter Hören mehr Spaß macht als Sehen?*

Sie aß leise, ohne zu schmatzen. Ich hatte zwar keine Ahnung, wie alte Leute leben, hatte mir aber vorgenommen, mich von keinem wie auch immer gearteten Generationsunterschied aus der Fassung bringen zu lassen. Wider Erwarten war aber alles ganz normal. Zum Nachttisch gab es Kaffeegelee, das sie offenbar selbst gemacht hatte. Mit geübter Hand ließ sie eine Spirale Kaffeesahne darüberlaufen.

Nach dem Essen blieb ich am *kotatsu*-Heiztisch sitzen, der allerdings ausgeschaltet war, starrte geistesabwesend auf den Fernseher oder las in dem Buch, das ich mitgebracht hatte. *Worüber unterhielt man sich am besten am ersten Abend?* Den Blick im Buch las ich wieder und wieder denselben Abschnitt.

Dass ich von nun an mit dieser Frau zusammenwohnen würde, erschien mir ganz unwirklich. Ich war aus freien Stücken hier, fühlte mich aber so unbehaglich wie ein Kind, das man bis zum Abendessen in die Obhut einer Nachbarin gegeben hat.

Der Sportberichterstatter im Fernsehen gab einen aufgeregten Kommentar von sich.

»Magst du Baseball, Chizu?«

Ich zuckte zusammen. Bei meinem Vornamen hatte mich schon lange keiner mehr genannt; ich wurde nervös. Eine unangenehme Ahnung beschlich mich.

»Ich kenn mich so gut wie gar nicht damit aus.«

»Ach so?!«

Peinlich berührt schwieg ich.

»Ich dachte, es interessiert dich vielleicht«, sagte sie und schaltete den Fernseher kurzerhand wieder aus. Dann zog sie Wolle und Stricknadeln aus ihrer Kittelschürze und begann, an etwas Rundem weiterzustricken.

Auf einem Kuchenteller lag ein Berg Minisalami. Eigentlich war ich ja schon satt, aber da ich dieses Schweigen und die Langeweile nicht mehr aushielt, griff ich zu. Das salzige Aroma füllte meinen Mund. Als eine Katze näher kam und miaute, spuckte die Oma die Salami, die sie sich eben in den Mund gesteckt hatte, auf die Hand und hielt sie der Katze hin.

»Tut mir leid, dass du mit so einer Oma wie mir vorlieb nehmen musst«, sagte sie plötzlich. »Ich heiße Ginko Ogino.«

Damit das Gespräch nicht versiege, reagierte ich prompt. »Ich heiße Chizu Mita. Danke, dass ich hier wohnen darf.«

»Macht es dir was aus, wenn ich zuerst ins Bad gehe?«

»Wie?«

»Ich gehe gerne als Erste ins Bad.«

»Ach so, nein, nein, kein Problem.«

»Gut, dann geh ich mal.«

Sobald sie weg war, flätze ich mich hin. Vielleicht ist sie ja gar nicht so steif, dachte ich, und spürte, wie mir bei diesem Gedanken ein wenig leichter zumute wurde. Es würde die Sache vereinfachen, wenn sie mich nicht wie einen Gast, sondern wie eine im Haus lebende Tochter

behandelte. Das unbestimmte Lächeln, das ich ihr gegenüber aufgesetzt hatte, klebte mir noch immer im Gesicht. Ich kniff mir mit beiden Händen in die Wangen. Die braune Katze, die vorher die Salami bekommen hatte, beäugte mich misstrauisch aus der Ecke.

Kaum hörte ich im Bad das Wasser plätschern, ging ich, angefangen in der Küche, erst einmal an alle Schubladen, die ich entdeckte. Alle waren höchstens halb gefüllt, keine war voll. In der Schublade unter dem Spülbecken beispielsweise lagen nur zwei Paar Kochstäbchen. Im Stauraum unter dem Fußboden fand ich drei Flaschen Pflaumenwein, offenbar selbstgemacht. Auf den roten Deckeln stand mit Filzstift geschrieben: 21. Juni 1995.

Da ich schon einmal unterwegs war, ging ich gleich noch in das Zimmer der Oma, das meinem direkt gegenüber lag. Neben den braunkarierten Gardinen hingen verblichene Papierkraniche. Sie schienen aus einem Werbeprospekt oder ähnlichem gefaltet worden zu sein. Ich stupste sie an, es staubte. Den kleinen Hausaltar, der daneben stand, ließ ich geflissentlich links liegen.

Auf einer kleinen Kommode stand eine Vitrine, vollgestellt mit Miniatur-Oldtimern, einem kleinen Tokyo-Tower, dem Modell irgendeiner Burg und so weiter, und dahinter einer russischen Puppe. Eine von denen, die man schachteln kann; wie die hießen, wusste ich nicht mehr. So eine hatte mir ein Onkel zu Zeiten der Sowjetunion einmal von einer Dienstreise mitgebracht, daher kannte ich sie.

So sieht also das Leben eines alten Menschen aus, sah ich mich, die Arme vor der Brust verschränkt, um, als ich hörte, wie die Badezimmertür aufgeschoben wurde. Ich machte die Vitrine auf, griff mir das Erstbeste, was mir zwischen die Finger kam, einen hölzernen Clown, und verschwand damit in mein Zimmer. Als ich dann am Fenster auf die nächste Bahn wartete und den Clown dabei hin- und herschlenkerte, fiel ihm gleich der Kopf ab.

Ich ließ mich auf die hellen, grasgrünen Tatami sinken, presste die Nase darauf und sog ihren Duft ein. Neben mir lag bereits ein blitzsauberer Futon.

Ich drehte mich auf den Rücken und betrachtete der Reihe nach die Katzenfotos auf der Leiste. Zum Spaß gab ich den Katzen Namen: Schildpatt. Fleckchen. Blacky. Shecki. Braunohr. Rotschnauz, Piepmatz. Ich kam auf dreiundzwanzig. Was waren das für Katzen? Als die Oma mir das Zimmer gezeigt hatte und auch beim Abendessen hatte ich mich irgendwie nicht getraut, danach zu fragen.

Ich schloss die Augen und dachte an die kommenden Tage.

»Ich wohn jetzt bei der Oma.«

»Aha«, erwiderte Yohei, ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen. Er spielte eine Partie Mah-Jongg. In unregelmäßigen Abständen gab er irgendwelche Laute von sich, fluchte oder stöhnte.

Seit ich vor zwei Wochen bei Ginko eingezogen war, hatten wir uns kein einziges Mal gesehen, aber Yohei hatte

mich mit einem Gesicht begrüßt, als wollte er sagen, *du schon wieder!* Da ich von Ginkos Haus aus mit zweimal Umsteigen ungefähr anderthalb Stunden brauchte, war mir der Weg lästig geworden. Jetzt hatte ich mich aber einmal überwunden und die Mühe auf mich genommen; das hätte er schon anerkennen können.

»Warum kann ich nicht bei dir wohnen?«

Er reagierte nicht, selbst wenn ich ihn in den Rücken kniff, ihm durch die Haare fuhr oder am Ohr leckte.

»Nerv ich dich?«

»Was?«

Offenbar fand er mich supernervig. Er sah mich nicht einmal an.

»Schon gut. Ich geh wieder. Die Oma wartet nämlich auf mich!« Ich griff nach meiner Tasche und knallte die Tür hinter mir zu. Selbst da rührte er sich nicht. Das Handy in der Hand, wartete ich eine Weile, rannte dann aber zum Bahnhof, als ergriffe ich die Flucht vor der Kälte des Frühlingswinds oder dem Gefühl einer Niederlage.

In der Allee vor dem Bahnhof segelten mir weiße Kirschblüten entgegen, was mich vollends deprimierte. Auf so eine unentschiedene Jahreszeit wie den Frühling konnte ich gut verzichten. Auch bei heiterem Wetter war es immer kühl, und diese falschen Versprechungen nervten mich. Meinetwegen könnte es nach dem Winter sofort Sommer werden. Wenn ich hörte, wie jemand vorschlug, sich die Kirschblüte anzuschauen, oder sagte, wie gut doch das Frühlingsgemüse oder der Raps oder die Lauchzwiebeln

schmeckten, könnte ich schreien. *Lasst euch doch nicht so einwickeln! Mich jedenfalls beeindruckt das nicht*, plusterte ich mich sinnlos auf.

Wegen des Mittels, das ich gegen meinen Heuschnupfen nahm, war meine Kehle, obwohl ich dauernd schluckte, immer wie ausgetrocknet, was meine Laune noch weiter in den Keller trieb. Wenn ich die Nase hochzog, schmeckte es nach Blut.

Mit Yohei war ich nun zweieinhalb Jahre zusammen, aber wir gingen nie aus, und im letzten Jahr hatten wir uns nicht einmal etwas zum Geburtstag geschenkt. Meistens saßen wir in seinem Zimmer, wo wir uns weder richtig unterhielten noch so stritten, dass die Fetzen flogen. Zu sagen, wir seien füreinander wie die Luft zum Atmen, klänge zwar gut, aber bei uns war es, ganz im Gegensatz zur Luft, völlig egal, ob der andere da war oder nicht. Einen Grund, uns zu trennen, hatten wir zwar nicht, wir hätten auch gar nicht gewusst, wie man das macht, spürten aber, dass das Ende nahte. Und wenn es ohnehin zu Ende ging, musste man die Sache ja nicht unbedingt beschleunigen.

Yohei war in der Oberschule eine Klasse über mir gewesen. Jetzt studierte er anscheinend Systemtechnik. Allerdings war er kein besonders fleißiger Student; die meiste Zeit saß er in seinem Zimmer und spielte. Ich sah ihm dabei zu, las oder träumte vor mich hin. Wenn er in seinem Spiel den nächsten Level erreichte, hatten wir Sex. Yohei war nicht besonders raffiniert, aber frisch und ausdauernd.

Bei einem von drei Malen verweigerte ich mich.

Als ich nach Hause kam, saß Ginko am Kotatsu und stickte. Der Kotatsu-Überwurf in diesem Haus war ungewöhnlich dick. Er bestand aus einer beigefarbenen Wolldecke mit Noppen, einer braunen Wolldecke darüber und einem roten Federbett obenauf.

»Ich bin wieder da.«

»Ah, hallo«, sagte Ginko, nachdem sie ihre Lesebrille, die ihr bis auf die Nase heruntergerutscht war, wieder hochgeschoben hatte. Um die erbärmliche Konversation mit Yohei zu verdrängen, lachte ich freundlich und hängte meine Jacke auf einen Bügel an die Wand.

»Willst du ein Stück *yokan*?«

»Ja, sehr gern.«

»Na dann«, gab sich Ginko einen Ruck und stand auf. Nachdem sie den Teekessel auf den Herd gestellt hatte, blieb sie, die linke Hand auf der Rückenlehne des Stuhls, die rechte in die Hüfte gestemmt, still stehen. Ich stellte mich neben sie und sah durch das kleine Fenster über der Spüle auf den jenseitigen Pfad, ohne wirklich etwas zu sehen. Der Ausblick war so unspektakulär, dass ich mich unwillkürlich entspannte. »Alles nicht so einfach«, seufzte ich.

»Wie?«

Da ich keine Lust hatte, mich zu erklären, lachte ich nur unbestimmt. Ginko kicherte auch.

Auf dem Küchentisch lag ein angebrochener Block Bohnengelee, er ragte zur Hälfte aus dem Zellophanpapier.

»Soll ich den Yokan schneiden?«

»In der Küche/ kocht das Wasser/ einsam und verlassen.«
»Wie bitte?«
»Gut, oder?«
»Was soll das sein?«
»Das ist das Haiku, mit dem meine Nichte in der Mittelstufe den dritten Preis gewonnen hat.«
»In der Küche ...«
»In der Küche/ kocht das Wasser/ einsam und verlassen.«
»In der Küche/ kocht das Wasser/ einsam und verlassen.
Hm, klingt irgendwie traurig ...«

Ich schnitt den Yokan mit einem Obstmesser in dünne, gleichmäßige Scheiben, so wie Fischwurst. Dabei wurde mir seltsamerweise ganz leicht ums Herz. *Ach, wie schön wäre es, wenn man alles so erledigen könnte. Ruhig, sauber und ohne Komplikationen*, dachte ich.

Ginko hatte sich nicht gerührt.

Sie war klein, dünn und trug ihr schulterlanges, weiches und gewelltes weißes Haar, das sie offenbar einfach hatte wachsen lassen, offen.

Sie hatte eine dicke, ockerfarbene Kittelschürze an und hielt sich immer kerzengerade. Ein Mensch wie ein sorgfältig geformtes Reisdreieck. In der Bauchtasche ihres Kittels steckten ein Paar Stricknadeln und mausgraue Wolle, manchmal auch die kleine braune Katze. Die hieß, wie sie aussah: Braun. Daneben gab es noch eine schwarzweiße Katze namens Schwarzweiß. Die beiden waren aber nicht verschwistert oder so.

Nach dem Tee nahm Ginko ihre Stickerarbeit wieder auf.

Sie schien es sich zur Gewohnheit gemacht zu haben, tagsüber zu sticken und abends zu stricken. Bei genauem Hinsehen erkannte ich einen Pantoffel.

»Ist das ein Pantoffel?«

»Ja. Du hast mir doch neulich erzählt, dass du dieses Häschen magst.«

Jetzt, wo sie es sagte, meinte ich mich tatsächlich zu erinnern, vor kurzem beim Abendessen davon gesprochen zu haben. Offenbar hatte sie in einem Bekleidungsgeschäft in der Nähe direkt ein Paar Miffy-Pantoffeln gekauft, auf die sie jetzt extra, neben das Original, ein jeweils zweites Häschen stickte.

»Ein Pärchen.«

»Was?«

»Ein Miffy-Pärchen.«

»Ja ...«

Sie zeigte mir den rechten, fertigen Pantoffel. Ginkos Miffy war dünner als das echte, die Augen und der Mund waren kleiner, außerdem sah es unglücklich aus.

»Sind das eigentlich alles Ihre Katzen?« fragte ich kurzentschlossen.

»Katzen? Welche Katzen?«

»Die in meinem Zimmer. Auf den Fotos.«

»Ach die ... du meinst die im *Cherokee*-Zimmer.«

»Wie?«

»Die Fotos, die da stehen, sind alle von *Cherokee*.«

»Ach. *Cherokee* bedeutet tote Katzen?«

»Nein, also, nun ja ...«

»...«

»Ich vergesse Namen, weißt du.«

»Sie vergessen ... Namen? Oh ...«

»Ja, traurig, nicht. Nur die erste, die hieß Cherokee, das vergesse ich nicht. Die hat meine Nichte eines Tages auf-
gelesen.«

Hahaha, versuchte ich das mit einem Lachen abzutun, doch im Innern war ich aufgewühlt. Mir war, als hätte ich etwas Dunkles berührt.

Ich hatte angenommen, dass alte Menschen Frühaufsteher sind, aber das schien nicht unbedingt zu stimmen. Es gab Tage, an denen Ginko später aufstand als ich. Dann machte ich mir zum Frühstück kein Omelette oder Suppe, etwas, wozu ich die Küche hätte benutzen müssen, sondern begnügte mich mit dem, was gerade da war, einem Brötchen oder schwarzem Tee. Für Ginko bereitete ich nichts vor. Wenn sie vor mir aufstand, machte sie allerdings auch immer etwas für mich mit. Ich wärmte es mir dann nur noch selber auf. Die Beilagen, die sie zubereitete, deckte sie nicht mit Frischhaltefolie ab, sondern meistens nur mit einem Teller, den sie gerade zur Hand hatte. Alles, was sie kochte, war vom Geschmack her lascher als bei meiner Mutter. Für die Miso-Suppe kochte sie anscheinend immer kleine getrocknete Sardellen aus.

Gekümmert hatte sie sich nur am allerersten Abend, inzwischen war ich mir fast ständig selbst überlassen. Es